

Leseprobe aus:
Maggie Nelson
Die Argonauten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2017

 HANSE BERLIN



MAGGIE NELSON DIE ARGONAUTEN

Aus dem Englischen
von Jan Wilm

Hanser Berlin

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
The Argonauts bei Graywolf Press, Minneapolis.

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25707-8

© 2015 Maggie Nelson

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2017

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen

FSC® C083411

Für Harry

Oktober 2007. Die Santa-Ana-Winde reißen die Rinde der Eukalyptusbäume in langen, weißen Streifen von den Stämmen. Eine Freundin und ich wagen es, draußen unter den durchstürmten Kronen zu Mittag zu essen, und sie schlägt mir vor, ich solle mir die Worte HARD TO GET auf meine Knöchel tätowieren lassen, als Erinnerung an die möglichen Früchte dieser Haltung. Stattdessen purzeln mir die Worte *Ich liebe dich* wie eine Zauberformel aus dem Mund, als du mich das erste Mal in den Arsch fickst. Mein Gesicht wird dabei gegen den Zementboden deiner feuchten und entzückenden Junggesellenwohnung gedrückt. Du hattest *Molloy* neben dem Bett liegen und einen Haufen Dildos in einer schattigen, unbenutzten Duschkabine. Geht es noch besser? *Worauf stehst du?*, fragtest du mich. Und bliebst, um auf meine Antwort zu warten.

Bevor wir uns kennenlernten, war ich mein Leben lang Wittgensteins Gedanken verpflichtet, das Unaussprechliche sei – unaussprechlich! – im Ausgesprochenen enthalten. Er kriegt weniger Sendezeit als das ehrfurchtsvollere *wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen*, doch es ist, finde ich, der bedeutendere Gedanke. Das ihm innewohnende Paradox ist auf ganz wörtliche Weise der Grund, *warum ich schreibe*, warum ich das Gefühl habe, ich kann weiterschreiben.

Warum? Weil er nicht die Angst belebt oder schürt, die man verspüren mag angesichts der Unmöglichkeit, etwas in Worte zu fassen, was sich den Worten entzieht. Er bestraft, was gesagt werden kann, nicht für das, was es der Definition nach

nicht sein kann. Und er verherrlicht die Grenzen des Ausdrucksvermögens nicht durch einen gespielt zugeschnürten Hals: *Was ich nicht alles sagen würde, wenn die Worte doch bloß gut genug wären.* Worte sind gut genug.

Es ist müßig, ein Netz seiner Löcher wegen zu verurteilen, meint meine Enzyklopädie.

Deshalb kann man beides haben: eine leere Kirche mit festgestampftem, gefegtem Boden und eine Kathedrale, unter deren Dachgiebeln das Licht auf spektakuläre Weise durch die Buntglasfenster funkelt. Denn nichts, was man sagt, kann Gott diesen Ort ruinieren.

Ich habe das zuvor schon erklärt. Aber hier versuche ich, etwas anderes zu sagen.

Bald wurde mir klar, dass du dein Leben lang mit ähnlicher Unbedingtheit dem Gedanken verpflichtet warst, dass Worte *nicht* gut genug sind. Nicht nur nicht gut genug, sondern schädlich für alles, was gut ist, was real ist, was im Fluss ist. Wir diskutierten und diskutierten mit Leidenschaft, ohne Gehässigkeit. Sobald wir etwas benennen, sagtest du, können wir es nie wieder auf dieselbe Weise betrachten. Alles, was unbenennbar ist, fällt weg, geht verloren, wird abgetötet. Du nanntest das die Ausstechform-Funktion unseres Geistes. Deine Überzeugung, sagtest du, komme nicht daher, dass du die Sprache gemieden hättest, sondern gerade daher, dass du in sie eingetaucht seist, auf der Leinwand, in Gesprächen, auf der Bühne, auf dem Papier. Ich argumentierte wie Thomas Jefferson über die Kirchen: für Überfülle, für kaleidoskopischen

Wandel, für Exzess. Ich bestand darauf, dass Worte mehr tun, als bloß zu benennen. Ich las dir den Anfang der *Philosophischen Untersuchungen* vor. *Platten*, rief ich, *Platten!*

Eine Zeitlang glaubte ich, ich hätte gewonnen. Du gestandst mir zu, ja, vielleicht gibt es den guten Menschen, das gute menschliche Tier, auch wenn dieses menschliche Tier Sprache benutzt, selbst wenn das Benutzen von Sprache irgendwie sein Menschsein definiert – auch wenn Menschsein an sich bedeutet, den gesamten knallbunten, kostbaren Planeten niederzutreten und niederzubrennen und mit ihm seine – unsere – Zukunft.

Aber ich bemerkte auch eine Veränderung an mir. Ich schaute von neuem auf unbenennbare Dinge oder jedenfalls auf Dinge, deren Wesen das Flackern ist, das Fließen. Ich ließ wieder die Traurigkeit über unsere unvermeidliche Auslöschung in meine Gedanken und die Ungerechtigkeit unseres Auslöschs anderer. Ich hielt inne und wiederholte selbstgefällig: *Alles, was überhaupt gedacht werden kann, kann klar gedacht werden*, und fragte mich noch einmal: Kann alles gedacht werden?

Ludwig
Wittgenstein

Und du – was immer du sagtest, du hast mir nie einen zugeschnürten Hals vorgespielt. Im Gegenteil, du warst mir um Längen voraus, und Worte strömten in deinem Kielwasser. Wie könnte ich jemals aufholen (womit ich meine, *wie könntest du mich jemals wollen?*).

Ein oder zwei Tage nach meiner Liebeserklärung – ich war jetzt wild vor Verletzlichkeit – schickte ich dir die Passage aus Roland Barthes' *Über mich selbst*, in der Barthes schreibt, das Subjekt, das die Worte *ich liebe dich* ausspreche, sei vergleich-

bar mit »dem Argonauten, der sein Schiff während der Reise erneuert, ohne [dessen] Namen zu ändern«. So wie die Einzelteile der *Argo* im Laufe der Reise ausgetauscht werden können, obwohl das Schiff weiterhin *Argo* heißt, so muss auch der oder die Liebende mit jeder Verwendung der Worte *ich liebe dich* deren Bedeutung erneuern, weil »die Arbeit der Liebe und der Sprache eben darin besteht, dem gleichen Satz immer neue Inflexionen zu geben«.

Ich hatte geglaubt, die Passage sei romantisch. Du hast sie als einen möglichen Widerruf gedeutet. Rückblickend glaube ich, sie war beides.

Du hast meine Einsamkeit durchbrochen, sagte ich dir. Sie war eine nützliche Einsamkeit gewesen, errichtet um eine neue Nüchternheit: lange Spaziergänge zum YMCA und zurück durch die schmutzigen, mit Bougainvilleenblüten bestreuten Seitenstraßen von Hollywood, abendliche Fahrten den Mullholland Drive rauf und runter, um die langen Nächte totzuschlagen und – natürlich – lange Perioden des Schreibens. Lernen, im Schreiben niemanden anzusprechen. Aber es war Zeit, die Einsamkeit zu durchbrechen. *Ich habe das Gefühl, dass ich mich dir hingeben kann, ohne mich wegzugeben*, flüsterte ich in deinem Bett im Keller. Wenn man das Einsamsein richtig anstellt, ist das die Belohnung.

Einige Monate später verbrachten wir Weihnachten zu zweit in einem Hotel in Downtown San Francisco. Ich hatte das Zimmer online gebucht in der Hoffnung, wenn ich das Zimmer buchen würde und wir Zeit in dem Zimmer verbringen würden, würdest du mich für immer lieben. Es stellte sich her-

aus, dass das Hotel so günstig zu buchen war, weil es gerade einer erstaunlich groben Renovierung unterzogen wurde und weil es sich genau in der Mitte des crackverseuchten Tenderloin-Viertels befand. Es machte nichts – wir hatten Wichtigeres zu tun. Die Sonne schimmerte durch die schäbigen Jalousien, die kaum die draußen hämmernden Bauarbeiter verdeckten, während wir uns dem Wichtigeren widmeten. Als du deinen Ledergürtel auszogst, sagte ich mit einem Lächeln: *Bring mich bloß nicht um.*

Nach dem Barthes-Zitat versuchte ich es noch einmal, jetzt mit einem Gedichtfragment von Michael Ondaatje:

Küsse auf den Bauch,
Küsse auf dein vernarbtes
Hautboot. Geschichte ist,
worauf du gereist bist
und was du bei dir trägst

Jeder von uns wurde
auf den Bauch geküßt
von – für den anderen – Fremden

und zumindest ich
gebe jedem meinen Segen
der dich da geküßt hat

Ich schickte dir das Fragment nicht, weil ich die darin enthaltene Gelassenheit in irgendeiner Weise erreicht hatte. Sondern mit der Hoffnung, dass ich sie eines Tages erreichen würde, dass meine Eifersucht verschwinden würde und ich in der Lage wäre, die Namen und Bilder von Fremden, die in dei-

ne Haut gestochen waren, ohne Zerrissenheit oder Abscheu betrachten zu können. (Ganz zu Beginn machten wir einen romantischen Ausflug zu Dr. Tatoff auf dem Wilshire Boulevard, erfüllt von schwindeliger Vorfreude darauf, unsere beschriebenen Tafeln sauberzuwischen. Als wir gingen, waren wir niedergeschlagen: Der Preis war zu hoch, als dass wir uns je vollkommen die Tinte aus der Haut saugen lassen könnten.)

Nach dem Mittagessen begleite ich die Freundin, die vorschlug, mir die Tätowierung HARD TO GET stechen zu lassen, in ihr Büro, wo sie mir anbietet, dich für mich zu googeln. Sie will herausfinden, ob das Internet ein bevorzugtes Pronomen für dich bereithält, denn obwohl – oder weil – wir jede freie Minute miteinander im Bett verbringen und schon darüber reden zusammenzuziehen, kann ich mich nicht überwinden, dich selbst danach zu fragen. Stattdessen habe ich die Vermeidung von Pronomen perfektioniert. Der Schlüssel liegt darin, sein Ohr daran zu gewöhnen, dass es den Namen eines Menschen wieder und wieder hört. Man muss lernen, sich in grammatikalischen Sackgassen zu verstecken, sich fallenzulassen in eine Orgie aus Präzision. Man muss lernen, etwas auszuhalten, was über die Vorstellung von zweien hinausgeht, und das gerade dann, wenn du versuchst, eine Partnerschaft darzustellen – sogar eine Vermählung. *Vermählung ist das Gegenteil einer Paarbeziehung. Binäre Maschinen wie Frage – Antwort, Männlich – Weiblich, Mensch – Tier etc. haben hier ihren Sinn verloren. Das könnte eine Unterhaltung sein: Prozeß und Verwirklichung eines Werdens.*

Gilles Deleuze/
Claire Parnet

Ganz egal wie erfahren man in einer solchen Unterhaltung wird, ist es mir bis heute fast nicht möglich, einen Flug zu buchen oder mit meiner Personalabteilung unsere Angelegen-

heiten zu klären, ohne Momente von Scham oder Verwirrung zu erleben. Es ist nicht direkt meine Scham oder meine Verwirrung – es ist eher, dass ich mich für die Person schäme (oder mich über sie ärgere), die andauernd falsche Annahmen macht und verbessert werden muss, aber nicht verbessert werden kann, weil die Worte nicht gut genug sind.

Wie können die Worte nicht gut genug sein?

Liebeskrank liege ich auf dem Boden des Büros meiner Freundin und schiele zu ihr hoch, wie sie sich durch die Fluten greller Informationen scrollt, die ich nicht sehen will. Ich will das Du, das sonst niemand sehen kann, das Du, das so nah ist, dass die dritte Person niemals nötig ist. »Guck mal, hier ist ein Zitat von John Waters, der sagt: ›Sie sieht sehr gut aus.« Also solltest du vielleicht ›sie‹ sagen. Immerhin: *John Waters*.« *Das ist Jahre her*, sage ich mit Augenrollen vom Boden aus. *Die Dinge haben sich vielleicht geändert*.

Als du mit Silas Howard deinen Butch-Buddy-Film *By Hook or By Crook* geschrieben hast, habt ihr beschlossen, dass die Butch-Figuren, wenn sie unter sich waren und übereinander redeten, »er« und »ihn« sagen würden, die Menschen in der Außenwelt von Lebensmittelläden und Autoritätsfiguren dagegen »sie« und »ihr«. Es ging darum zu zeigen, dass nicht automatisch alles gut wäre, wenn die Menschen der Außenwelt nur Bescheid wüssten über die bevorzugten Pronomen der Figuren. Denn ein »er« der Außenwelt wäre ein anderes »er«. Wörter ändern ihre Bedeutung, je nachdem, wer spricht; dagegen gibt es kein Heilmittel. Die Antwort ist nicht einfach, andere Worte zu erfinden (*Boi, Cisgender, Andro-Fag*) und sich

dann vorzunehmen, ihre Bedeutung zu konkretisieren (selbst wenn Pragmatismus und Ermächtigung dafür sprechen). Man muss sich auch bewusst werden über die Vielzahl der möglichen Verwendungen, der möglichen Kontexte, über die Flügel, mit denen jedes Wort sich aufschwingen kann. Wenn du flüsterst: *Du bist nur ein Loch, du lässt mich dich füllen*. Wenn ich sage: *Ehemann*.

Kurz nachdem wir zusammenkamen, gingen wir zu einem Abendessen, bei dem eine (wahrscheinlich heterosexuelle oder zumindest heterosexuell verheiratete) Frau, die Harry schon länger kannte, sich mir zuwandte und sagte: »Und, hattest du schon andere Frauen vor Harry?« Ich war sprachlos. Unbeirrt fuhr sie fort: »Heterofrauen standen schon immer auf Harry.« War Harry eine Frau? War ich eine Heterofrau? Was hatten vergangene Beziehungen, die ich mit »anderen Frauen« hatte, mit dieser Beziehung zu tun? Warum musste ich darüber nachdenken, dass »Heterofrauen« auf meinen Harry standen? War seine sexuelle Kraft – von der ich wusste, dass sie enorm war – eine Art Bann, unter dem ich stand und der mich verloren zurückließe, während er weitersegeln würde, um andere zu verführen? Warum sprach diese Frau, die ich kaum kannte, auf diese Weise mit mir? Wann würde Harry endlich von der Toilette zurückkommen?

Es gibt Leute, die sich daran stören, dass Djuna Barnes, anstatt sich als lesbisch zu identifizieren, es immer vorzog zu sagen, dass sie »einfach Thelma liebte«. Gertrude Stein sagte anscheinend ähnliche Dinge, wenn auch nicht mit genau diesen Worten, über Alice. Ich verstehe schon, warum das politisch unerträglich ist, aber ich fand es immer auch romantisch, weil

die individuelle Erfahrung des Begehrens Vorrang hat vor der kategorischen. Die Geschichte erinnert an den Kunsthistoriker T. J. Clark und seine Rechtfertigung im Dialog mit imaginären Gesprächspartnern, warum er sich für Nicolas Poussin, den Maler des 18. Jahrhunderts, interessierte: »Das Interesse an Poussin nostalgisch oder elitär zu nennen ist in etwa so, als würde man das Interesse an dem geliebten Menschen ›hetero- (oder homo-)sexistisch‹ oder ›exklusiv‹ oder ›besitzergreifend‹ nennen. Sicher, das mag stimmen. So in etwa sind die Parameter, und das ist bedauerlich; aber dieses Interesse kann trotzdem vollständiger und menschlicher sein – kann mehr von menschlicher Möglichkeit und menschlichem Mitgefühl enthalten – als ein Interesse, das nicht von solchen Affekten oder Zwängen kontaminiert ist.« Hier wie auch sonst: Kontamination disqualifiziert nicht, es *vertieft*.

Außerdem weiß jeder, dass Barnes und Stein auch Beziehungen zu anderen Frauen als Thelma und Alice hatten. Auch Alice wusste das: Scheinbar war sie so eifersüchtig, als sie erfuhr, Steins früher Roman *Q. E. D.* erzähle die kodierte Geschichte eines Dreiecksverhältnisses zwischen Stein und einer gewissen May Bookstaver, dass sie – die auch Steins Herausgeberin und Sekretärin war – alle möglichen wieseligen Mittel und Wege fand, die Wörter *May* und *may* komplett zu vermeiden, als sie Steins *Stanzas in Meditation* abtippte – ein Werk, das auf diese Weise zu einer unwissentlichen Zusammenarbeit wurde.

Als der Februar kam, fuhr ich in der Stadt herum auf der Suche nach einer Wohnung, die groß genug wäre für uns und deinen Sohn, den ich noch nicht kennengelernt hatte. Schließlich fanden wir ein Haus auf einem Hügel mit glänzenden,

dunklen Holzböden und Blick auf einen Berg und einer zu hohen Miete. Am Tag an dem wir die Schlüssel bekamen, schließen wir in einem Anfall von Übermut miteinander auf einer dünnen Decke, die wir auf dem Holzboden des Zimmers ausgebreitet hatten, das unser erstes Schlafzimmer werden würde.

Dieser Ausblick. Es war vielleicht nur ein Hügel aus struppigem Gebüsch mit einem brackigen Tümpel in Gipfelnähe, aber für zwei Jahre war das unser Berg.

Und dann, einfach so, legte ich die Wäsche deines Sohnes zusammen. Er war grade drei geworden. Diese winzigen Söckchen! Diese winzige Unterwäsche! Ich bestaunte sie, machte ihm jeden Morgen lauwarme Schokolade mit einem Fingerbreit Kakaopulver, spielte mit ihm stundenlang Gefallener Soldat. Er fiel mit seiner gesamten Ausrüstung zu Boden: dem paillettenbesetzten Maschenpanzer-Helm, dem Schwert, dem Schild, ein Bein oder Arm war im Gefecht verletzt worden und in einen Schal gebunden. Ich war die gute Blaue Hexe, die Heilstaub über ihn streuen musste, um ihn ins Leben zurückzuzaubern. Ich hatte eine Zwillingsschwester, die böse war; die böse Zwillingsschwester hatte ihn niedergestreckt mit ihrem blauen Pulver. Aber jetzt war ich da, um ihn zu heilen. Er lag reglos auf dem Boden, die Augen geschlossen, auf seinen Lippen die Spur eines Lächelns, während ich meinen Monolog rezitierte: *Aber wo könnte dieser Soldat hergekommen sein? Was trieb ihn so weit weg von zu Hause? Ist er schwer verletzt? Wird er freundlich oder feindlich sein, wenn er aufwacht? Wird er wissen, dass ich gut bin, oder wird er mich verwechseln mit meiner bösen Zwillingsschwester? Was kann ich sagen, um ihn zurück ins Leben zu zaubern?*

Den ganzen Herbst über sprossen Schilder aus dem Boden, wohin man auch schaute, auf denen stand JA ZU PROPOSITION 8. Besonders prominent prangte eines der Schilder auf einem ansonsten kahlen und schönen Berg, an dem ich jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit vorbeifuhr. Das Schild zeigte vier Strichfiguren, die ihre Hände in einem Ausbruch von Freude zum Himmel streckten – Freude, nehme ich an, über die Heteronormativität, die hier dadurch angedeutet wurde, dass eine der Strichfiguren einen Dreiecksrock zur Schau trug. (*Was soll dieses Dreieck überhaupt sein? Meine Fotze?*) BE-SCHÜTZT KALIFORNIENS KINDER!, riefen die Strichfiguren.

Eileen Myles

Jedes Mal wenn ich an dem unbescholtenen Berg und dem Schild vorbeikam, musste ich an Catherine Opies Arbeit *Self-Portrait/Cutting* von 1993 denken, in der Opie ihren Rücken fotografiert hatte, und in die Haut ihres Rückens geritzt war die Zeichnung eines Hauses mit zwei Strichfiguren-Frauen, die Händchen hielten (zwei Dreiecksröcke!), zusammen mit einer Sonne, einer Wolke und zwei Vögeln. Sie hatte das Foto gemacht, als die Zeichnung noch blutete. »Opie, die sich kürzlich von ihrer Partnerin getrennt hatte, wünschte sich zu dieser Zeit die Gründung einer Familie, und das Bild strahlt all die schmerzhaften Widersprüche aus, die in diesem Wunsch verborgen liegen«, erklärt das Buch *Art in America*.

Ich verstehe das nicht, sagte ich zu Harry. Wer will denn eine Version des Proposition-8-Schildes, nur mit zwei Dreiecksröcken drauf?

Vielleicht Cathy, sagte Harry schulterzuckend.

Vor Jahren habe ich ein Buch über die Repräsentation von Häuslichkeit in der Lyrik einiger homosexueller Männer (John Ashbery, James Schuyler) und Frauen (Bernadette Mayer, Alice Notley) geschrieben. Ich lebte damals in New York City, in einer winzigen, zu heißen Dachwohnung an einer Hauptverkehrsstraße in Brooklyn, die entlang der F-Linie verlief. Ich hatte einen unbenutzbaren Herd, der gefüllt war mit versteinertem Mäusedreck, und einen Kühlschrank, der bis auf ein paar Flaschen Bier und Joghurt-Erdnuss-Honig-Riegel leer war. Als Bett diente mir ein Futon auf einer Sperrholzplatte, die schief auf ein paar Milchkästen lag, und durch den Boden hörte ich morgens, mittags und nachts *Standcleartheclosing-doors*. Ich verbrachte jeden Tag knapp sieben Stunden – im Bett liegend – in dieser Wohnung, wenn überhaupt. Meistens schlief ich irgendwo anders. Das meiste von dem, was ich schrieb und las, schrieb und las ich im öffentlichen Raum, genau wie das hier.

Ich war überglücklich, dass ich in New York City so lange zur Miete wohnen konnte, denn wenn man zur Miete wohnt – jedenfalls so, wie ich das tat, ohne je einen Finger zu rühren, um meine Umgebung zu verschönern –, kann man wortwörtlich alles um einen herum verkommen lassen. Und wenn es zu viel wird, zieht man einfach weiter.

Susan Fraiman

Viele Feministinnen haben vom *Untergang des Häuslichen als separierte, inhärent weibliche Sphäre* geschrieben und von der *Verteidigung des Häuslichen als eine Ethik, als Affekt, als Ästhetik und als Öffentlichkeit*. Ich bin mir nicht sicher, worin diese Verteidigung genau bestehen könne, obwohl ich glaube, dass ich in meinem Buch hinter etwas Ähnlichem her gewesen bin. Aber schon damals vermutete ich, dass dies der Fall war, weil ich eben keinen Haushalt hatte, und das gefiel mir.

Mir gefiel Gefallener Soldat, weil ich dabei Zeit hatte, das Gesicht deines Sohnes in seiner stillschweigenden Ruhe zu betrachten: große, mandelbraune Augen, Haut, die gerade begann, Sommersprossen zu bekommen. Und offensichtlich empfand er eine ungeahnte, erholsame Freude dabei, einfach so dazuliegen, geschützt durch seine imaginäre Rüstung, während eine beinahe Fremde, die mehr und mehr zur Familie gehörte, seine Gliedmaßen nacheinander in die Hand nahm, sie umdrehte und nach der Wunde absuchte.

Vor kurzem kam eine Freundin zu Besuch und nahm einen Kaffeebecher vom Regal, der ein Geschenk meiner Mutter war. Es ist einer dieser Becher, die man online bei Snapfish kaufen kann, geschmückt mit einem Foto seiner Wahl. Ich war entsetzt, als ich ihn bekommen habe, aber es ist der größte Becher, den wir besitzen, deshalb haben wir ihn behalten, falls mal jemand in der Stimmung ist für einen Trog voll warmer Milch oder so.

Wow, sagte meine Freundin, als sie ihn füllte. In meinem ganzen Leben habe ich noch nie so etwas Heteronormatives gesehen.